

Naturschutz im Konjunktiv

Brände, Rodungen und illegaler Holzeinschlag gefährden den Amazonasregenwald. Nationalparks und Reservate könnten helfen, die Artenvielfalt zu bewahren – wären sie ausreichend finanziert. Mit welchen Herausforderungen der Naturschutz in Südamerika zu kämpfen hat, zeigt das Beispiel von Boliviens erster Parkschützerin Carola Vaca

TEXT: FABIAN FRANKE / FOTOS: MARTIN ZINGGL





Das Schutzgebiet „Biologische Station Beni“ am Maniqui-Fluss ist eines der kleinsten Boliviens – und doch oft zu groß für Carola Vaca und ihre Kollegen



Manchmal trägt das braune Wasser des Maniqui-Flusses Hoffnungslosigkeit mit sich. Beim Gedanken daran, dass die Parkschützer Regenwald von fast der doppelten Größe Hamburgs schützen müssen – zu acht; beim Gedanken daran, dass ihr Patrouillenboot im Verhältnis zum Schutzgebiet so winzig ist wie ein Reiskorn auf einem halben Fußballfeld; dass dieses Boot zudem meist mit leerem Tank am Beobachtungsposten festgemacht ist, wie eine Attrappe.

Wenn der Rio Maniqui mal wieder dieses Gefühl der Hoffnungslosigkeit mit sich trägt, pustet Carola Vaca es einfach weg. Wie an diesem Abend: Sie zündet sich eine Zigarette an und bläst den Rauch energisch in die Dämmerung. Heute haben sie ihr Boot betankt, heute sind die Parkschützer auf einer ihrer seltenen Patrouillen unterwegs. Für Hoffnungslosigkeit ist, heute mal, kein Platz. Vacas Augen folgen einem Boot, das sich in einiger Entfernung knatternd um eine Flussbiegung schiebt. „Die wissen genau, dass sie das nicht dürfen“, sagt sie und sucht Blickkontakt zu ihrem Kollegen hinten am Außenbordmotor. Der zieht die Schultern hoch. „So ist es nun mal“, deutet sein Gesichtsausdruck an. Grillen unterhalten sich am Ufer, an der Bootswand plätschert träge das Wasser. Und Carola Vaca raucht. „Folgen wir ihnen“, sagt sie plötzlich, und ihr Kollege reißt am Anlasser des Motors.

Der Rio Maniqui schlängelt sich am Rand des Amazonasbeckens durch den Norden Boliviens. Hier ist der Regenwald häufig von Feuchtsavanne und Grasland unterbrochen. Weiter im Nordosten geht er in eine dunkelgrüne Fläche über, die auf Satellitenbildern aussieht wie ein Teppich aus Broccoli: Baumkronen dicht an dicht. Der Amazonasregenwald wirkt unendlich weit – und doch fressen jedes Jahr Brände, Rodungen und illegaler Holzeinschlag Löcher hinein und fransen ihn aus. >

Um bestimmte Regenwaldgebiete langfristig vor Wirtschaftsinteressen zu schützen, können Nationalparks und Reservate helfen. In Bolivien gibt es 22 von ihnen, sie bedecken 16 Prozent der Landfläche. Das Biosphärenreservat „Biologische Station Beni“, in dem nun das Metallboot durch den Rio Maniqui pflügt, ist mit 1350 Quadratkilometern eines der kleinsten. Und doch zum Verzweifeln riesig, möchte man es mit ein paar Rangern vor Holzräufern, Wilderern und illegalen Fischern schützen.

Die Patrouille, die abends auf dem Rio Maniqui endet, beginnt vormittags in San Borja, einer Kleinstadt im Bezirk Beni. Schon jetzt ächzen Wellblechdächer unter der Hitze, am Horizont bringen sich Gewittertürme für die Abendvorstellung in Position. Carola Vaca sitzt auf dem Beifahrersitz eines Pick-ups, ihr Kollege Ronald Arias Rea

lenkt, als sie den Hof eines Flachbaus mit Säulen verlassen: die Zentrale des Biosphärenreservates. Hier ist Ort der Bürokratie, der Dienstpläne, Anträge, Protokolle.

Ihre eigentliche Arbeit beginnt für die Parkschützerin 20 Kilometer entfernt, an der Rangerstation am Eingang des Reservates. Anderthalb Stunden dauert die Fahrt dorthin. Schon kurz hinter der Stadt hört die asphaltierte Straße auf, manchmal rumpelt der Wagen nur im Schrittempo voran. Dann wieder ein paar Kilometer Asphalt, erst kürzlich von „den Chinesen“ gebaut, wie Vaca es sagt, während sie ihren Arm leger aus dem Fenster baumeln lässt. Die Stiefel, die grüne Cargohose und die Weste mit den Aufnähern lassen sie wuchtig wirken, auch etwas militärisch.

Als Carola Vaca 1996 ihren Dienst als Parkschützerin antrat, war sie die erste Frau Boliviens in diesem Beruf. Oft sei sie von Kollegen und Vorgesetzten nicht ernst genommen worden, erzählt sie, dagegen habe sie sich gewehrt, zur Not auch mit lauten Tönen. „Wenn du Chef sein willst, studiere, zeig, was du kannst und dass du es draufhast! Denn hier wird nicht Chef, wer der größere Macho ist“, habe sie mal einem Kollegen gesagt, der ihre Kompetenz infrage stellte. Seit vier Jahren ist sie nun Direktorin des Biosphärenreservates Beni. Patrouillen wie heute sind für die 53-Jährige deshalb seltener geworden, der Schreibtisch wurde zu ihrem Revier. Von dort aus versucht sie, auf die



»Die Regierung hat die Tür für NGOs geschlossen«

Carola Vaca, Parkschützerin

Situation der Parkschützer im Land aufmerksam zu machen, kritisiert deren Arbeitsbedingungen. Auch auf Facebook. Vielen ihrer 3000 Freunde gefällt das.

Mit den Kilometern ziehen sich die Häuser von der staubigen Straße zurück, verschwinden hinter Bäumen, bis nur noch vereinzelt Hütten und Höfe zu sehen sind. Rinder trotten durch die flimmernde Landschaft wie abgemagerte Geister. Viehzucht treibt die Wirtschaft im Bezirk Beni an. Überall im Osten von San Borja sind viereckige Weideflächen aus dem Wald gestanzt wie mit Förmchen aus einem Keksteig. An den Reservatsgrenzen enden die Weiden abrupt, dichter Wald ragt auf. Die Parkschützer sorgen dafür, dass diese Grenzen nicht von Baggern und Kettensägen angefressen werden – oder von Buschbränden.

Gleichzeitig leben einige derer, die gelegentlich mit den Parkschützern in Konflikt geraten, im Reservat selbst: die indigene Bevölkerungsgruppe der Tsimane. Sie bewohnen hier ihr angestammtes Territorium, leben von Maniok, Mais und Reis, auch vom Fischfang und der Jagd. Das ist im Reservat erlaubt, solange es dem Überleben dient. Außerhalb des Reservates Holz zu verkaufen und damit Geld zu verdienen, ist nur unter bestimmten Voraussetzungen erlaubt. Auch das müssen Carola Vaca und ihre Kollegen kontrollieren. Eine schwierige Balance, denn dahinter stehen komplizierte Fragen: Wie viel braucht man zum Überleben? Und wer darf das überhaupt bestimmen?

Ein Fluss als Hauptverkehrsader

Die Holperstraße endet an der Rangerstation am Eingang des Reservates, einem Backsteinhaus. Hauptverkehrsader ist ab hier der Rio Maniqui. Wer auf dem Fluss die Grenze des Schutzgebietes überquert, kommt hier vorbei – und wird dabei von Mervin Moya Hurtado beobachtet. In einiger Entfernung zum Backsteinhaus steht er an einem Holztisch, daneben bricht das

Von der Rangerstation am Rand des Reservates hat Mervin Moya Hurtado (l.) einen guten Blick auf den Maniqui-Fluss – und die Schmuggler



Gelände zum Flussufer steil ab. Der Rio Maniqui folgt hier einer Kurve, vom Tisch aus hat Hurtado uneingeschränkte Sicht auf den Flusslauf – und damit auch auf Schmuggler.

Illegaler Holzeinschlag sei das größte Problem, erzählt Hurtado. Seine Wange ist ausgebeult, er kaut Kokablätter, die berauschen und wach halten. „Manche versuchen, nachts an uns vorbeizukommen. Aber wir lauschen nach den Motoren“, sagt er. An dem Beobachtungsposten sind Zelte aufgebaut, dort schlafen Hurtado und sein Kollege, halten Wache. Drei Wochen am Stück, rund um die Uhr – dann löst sie das nächste Team ab. Weil sich das rumgesprachen hat, schalten Schmuggler bisweilen ihren Außenbordmotor vor der Flussbiegung aus – und versuchen, lautlos an den Parkschützern vorbeizukommen. „Mit einem Paddel oder den bloßen Händen“, sagt Hurtado und rudert mit den Armen auf Hüfthöhe. Entdecken die Parkschützer ein verdächtiges Boot, rufen und winken sie, bis es anhält; Waffen tragen sie nicht. Fährt es einfach weiter, nehmen sie die Verfolgung auf. Theoretisch. Denn meistens sei der Tank in ihrem Boot leer, sagt Hurtado beiläufig.

Eine Randbemerkung nur. Doch sie ist bezeichnend für die Situation der Parkschützer. Denn sie beziehen zwar ein Gehalt: umgerechnet 440 Euro für ihre monatlich 24 Tage Bereitschaftsdienst; der Mindestlohn im Land liegt bei etwa 280 Euro. Doch vielen Parkschützern ist das zu wenig: Wetterumbrüche, Stromschnellen, Tropenkrankheiten und Konflikte mit bewaffneten Holzräubern machen die Arbeit gefährlich. Zudem fehle das „operative Geld“, sagt einer von Hurtados Kollegen: „Wir sind in einer Krise. Manchmal haben wir überhaupt kein Benzin. Das wissen die Holzfäller und nutzen es aus.“

Von drei Außenbordmotoren, die den Parkschützern zur Verfügung stehen, funktioniert nur einer zuverlässig, die anderen beiden müssten eigentlich in



Neugieriger Blick aufs Patrouillenboot: ein Kind der indigenen Tsimane, das im Reservat lebt

die Reparatur. Um im Reservat wahrgenommen zu werden – von den Holzräubern und Wilderern als Bedrohung, von den Tsimane als Partner –, müssten sie eigentlich öfter rausfahren. Müssten, müssten. Es ist ein Arbeitsalltag im Konjunktiv. So verwundert es kaum, dass sogar das Reporterteam gebeten wurde, etwas Geld für Benzin und Verpflegung beizusteuern.

Ökologischer Neokolonialismus?

Der Servicio Nacional de Áreas Protegidas (Sernap), der Nationale Parkschützerservice, untersteht organisatorisch dem Umweltministerium. Lediglich zum Teil wird er aus der Staatskasse finanziert; im Jahr 2015 beispielsweise nur zu einem Fünftel. Das ist mehr als in den Jahren zuvor. Doch über die Hälfte der dem Sernap zur Verfügung stehenden Mittel stammten in jenem Jahr von NGOs, aus Kooperationen mit beispielsweise der EU sowie aus privaten Spenden. So sind die Schutzgebiete von verschiedenen unsteten Geldquellen abhängig. Jenen unverzichtbaren Geldgebern neben dem bolivianischen Staat hatte der sozialistische Präsident Evo Morales zudem in seiner von 2006 bis Ende 2019 währenden Amtszeit die Arbeit mehr und mehr erschwert. Zwar >

Angehörige der Tsimane dürfen im Reservat fischen, jagen, Obst und Gemüse anbauen. Auch Holz zu schlagen, ist ihnen erlaubt – unter bestimmten Umständen





Schuldbekennnis:
Der indigene Familienvater Antonio wurde beim Holzraub erwischt. Er bekommt ein Aktenzeichen, aber keine Strafe (l.). Illegales Holz in der Rangerstation (r.)

gab er stets vor, Armutsbekämpfung und Naturschutz unter einen Hut bringen zu wollen. Doch meist litt letzterer: Regenwald wich Wirtschaftsflächen, Handelsabkommen mit China schufen Anreize für die Viehwirtschaft, die Öl- und Gasförderung wurde auch in Schutzgebieten vorangetrieben. Selbst von der indigenen Bevölkerung, deren Hoffnungsträger Morales einst war, wurde dieser Kurs über die Jahre zunehmend kritisiert. NGOs und Entwicklungsorganisationen aus dem Ausland teilten die Kritik.

Doch Morales wehrte ab. Sein Argument: Die Industrienationen betrieben auf der Südhalbkugel mit ihren Umweltschutzprojekten „ökologischen Neokolonialismus“. Lieber solle man die eigene Treppe kehren. „Die Regierung hat die Tür geschlossen. Für Geldgeber gibt es keine verlässlichen Rahmenbedin-

Manchmal lässt sich Resignation aus diesen Erzählungen heraushören. Der Schutz selbst dieses kleinen Reservates erscheint dann als hoffnungslose Aufgabe. Doch manchmal strotzen die Parkschützer auch vor Stolz: „Wir stellen uns der Krise entgegen mit den geringen Mitteln, die wir haben“, sagt Hurtado angriffslustig. Als Kollege Rea unten am Ufer den Außenbordmotor für die Patrouille anlässt, wirkt es ein bisschen, als würden sie zu einem Schaulaufen aufbrechen: Seht, was möglich wäre, wenn immer Geld flösse!

Auf Patrouillenfahrt

Das Metallboot röhrt über den Fluss. Am Ufer rutschen Schildkröten ins Wasser, an manche Baumstämme schmiegen sich Termitenhäuser groß wie Braunbären. So opulent wachsen Pflanzen verschiedener Höhen, dass das Sonnenlicht kaum den Waldboden erreicht – „Stockwerkwald“ würde man im Biologieunterricht sagen. Die Fülle an Formen und Grüntönen macht sprachlos, wenn man sie zum ersten Mal erblickt. Carola Vaca, für die diese Vielfalt Alltag ist, findet dafür eigene Worte. „Diesen Baum mag ich. Er sieht aus, als würde er weinen“, sagt sie, den Blick auf das Ufer gerichtet. Früher schrieb sie Gedichte über den Regenwald und ihre Arbeit, irgendwann solle daraus ein Buch werden.

Weit flussabwärts, wo der Rio Maniqui sich in viele kleinere Arme verzweigt, sind die Ufer nah aneinander gerückt. Rea steuert das Boot durch enge Kurven mit Treibholz und macht es neben einem Einbaum fest. Etwas zurückgesetzt steht hier eine Holzhütte mit Schilfdach. Davor webt eine junge Tsimane eine Decke, eine andere flicht eine Matte aus Halmen. Um die beiden wuseln Kinder. Ein Junge hält eine Machete, die fast so groß ist wie er selbst. „Guten Nachmittag!“, begrüßen die Parkschützer die Großfamilie. Sie haben ein Dokument dabei, Aktenzeichen 004/03/2020. Darauf fehlt noch eine Unterschrift. „Ist Antonio da?“

Das Aktenzeichen beschreibt einen Vorfall mit dem Vater der Familie, Antonio. An ihm zeigt sich die Grat-

»Wir stellen uns der Krise entgegen mit den geringen Mitteln, die wir haben«

Mervin Moye Hurtado, Parkschützer

gungen mehr“, sagt Parkschützer-Veteranin Carola Vaca. Das habe NGOs abgeschreckt, sie hätten sich zurückgezogen. Am 18. Oktober wurde Luis Arce zum neuen Präsidenten Boliviens gewählt. Arce gehört der sozialistischen Partei MAS an – wie Evo Morales, der sich seit einer Regierungskrise im Oktober 2019 im Exil in Mexiko aufgehalten hatte.

Dass sich die Situation für die Parkschützerinnen und Parkschützer nun maßgeblich verändern wird, zeichnet sich nicht ab. Sie schauen sich deshalb nach anderen Einkommensquellen um. Bei „den Chinesen“ zum Beispiel: Während der Straßenbauarbeiten chinesischer Firmen, etwa auf einer Verbindungsstraße südlich des Schutzgebietes, würden ihre Kollegen nun darauf aufpassen, dass keine Echsen oder Kaimane überfahren werden, erzählt Vaca. Dafür bekämen sie Geld für Benzin. „Trotzdem reicht das nur für zwei oder drei lange Patrouillen pro Monat.“

wanderung, die typisch ist für viele der „Vorfälle“, mit denen die Parkschützer konfrontiert sind: Stets geht es darum, Naturschutz und Respekt vor der Lebensweise der Tsimane zu vereinen. Der Vorfall liegt schon eine Weile zurück: Eine Nacht im Februar, Antonio lädt zehn illegal gesägte Holzbalken in seinen Einbaum. Er will sie den Rio Maniqui hinaufschiffen und auf dem lokalen Markt verkaufen. Dort würden die Balken insgesamt etwa 400 Boliviano bringen, umgerechnet 50 Euro. Er sei bedürftig, sein Sohn schwer krank und er brauche das Geld für die Behandlung und Lebensmittel – so gibt Antonio später zu Protokoll. Antonios Boot wird von einem Neun-PS-Motor angetrieben, kompakt und leistungsstark – aber auch laut. Zu laut, um damit unbemerkt am Beobachtungsposten der Parkschützer vorbeizukommen. Um 2:30 Uhr entdeckt Rea das Boot, hält es an und beschlagnahmt die Balken.

Mahnende Worte statt Strafen

Nun ist Antonio nicht an seiner Hütte, doch kurz darauf treffen Vaca und ihre Kollegen ihn auf dem Fluss an. Er macht neben ihnen fest, unterschreibt wortlos das Protokoll. Für die Parkschützer schließt die Unterschrift den Fall ab. Eine Strafe bekommt Antonio nicht – auch sein zunächst beschlagnahmtes Boot und den Außenbordmotor hat er schon zurück. Die Lebensbedingungen der Tsimane sind oft prekär. „Wir können ihnen das Leben nicht noch schwerer machen“, findet Carola Vaca. „Auch sie müssen essen.“ Sie und ihre Kollegen schützen die Natur, aber auch die Menschen, die von ihr leben.

Dämmerung legt sich über den Fluss, als Parkschützer Rea das Boot zum Beobachtungsposten zurück steuert. Auf Carola Vacas Handy geht eine Sprachnachricht ein: Sie ist von Hurtado, enthält viele Schimpfwörter und erzählt von einem Boot mit sechs Männern, das trotz Rufen und Heranwinken am Beobachtungsposten vorbeigefahren sei. Die Männer hätten sogar dreist zurückgewinkt.

Kurz darauf taucht es hinter einer Flussbiegung auf, liegt tief im Wasser. Rea macht neben dem Boot fest. „Sie wissen doch, dass Sie sich am Parkeingang registrieren müssen?!“, fragt Carola Vaca. Schulterzucken im Boot gegenüber. Die Männer blicken grimmig drein, manche tragen Schirmmützen in Tarnfarben.

„Das wussten wir nicht“, murmeln sie zurück.

„Doch“, sagt Vaca. Sie spricht laut und bestimmt, auch im Angesicht der sechs Augenpaare verliert sich ihr Blick nur selten am Flussufer.

„Carola, wir kennen uns doch. Wir wollen bloß ein bisschen angeln“, sagt einer der Männer mit versöhnlicher Stimme.

„Nein, das ist nicht erlaubt. Sie müssen umkehren und das Reservat verlassen.“

Noch eine Weile diskutieren sie hin und her. Dann wirft der Steuermann den Motor an und dreht das Boot stromaufwärts. Der Angelausflug ist vorüber, die Fanggründe der Tsimane sind geschützt – für heute.

„Das sind die Reichsten der Stadt. Die wissen ganz genau, dass sie das nicht dürfen“, sagt Vaca, als die Männer außer Hörweite sind. Vor allem ihre Dreistigkeit macht sie wütend: Sie waren an Hurtado vorbeigefahren, obwohl sie ihn gesehen haben mussten. „Das machen die nur, weil sie wissen, dass wir oft nicht hinterher können“, sagt sie. Auch die Angler kennen die prekäre Situation der Parkschützer.



Das Boot tuckert um die Flussbiegung, Carola Vaca raucht. Und dann ihr Entschluss: „Folgen wir ihnen!“ Rea setzt das Boot ininigem Abstand hinter das der Angler. Vorbei an einigen Tsimane, die am Ufer stehen und zusehen, eskortieren die Parkschützer die Angler bis zur Grenze des Reservates.

Carola Vaca und ihre Kollegen, sie scheinen diesen Moment zu genießen. Die Eskorte aus dem Reservat ist ein willkommenes Zeichen der Stärke. Und auch ein Moment der Normalität, ein Moment mal ohne Konjunktiv. Wenn es nur immer so sein könnte. ■

Selbstbewusste Ansprache: Weder durch vorgetäushtes Unwissen, noch durch eine Charmeoﬀensive lässt Carola Vaca sich davon abbringen, die Angler des Schutzgebiets zu verweisen



Fabian Franke

hatte den Slogan „Rettet den Regenwald!“ in Deutschland oft gehört und sich gefragt: Wer schützt den Wald eigentlich vor Ort?